Zeitschrift: Asiatische Studien : Zeitschrift der Schweizerischen Asiengesellschaft = Études asiatiques : revue de la Société Suisse-Asie

Herausgeber: Schweizerische Asiengesellschaft

Band: 15 (1962)

Heft: 1-2

Nachruf: Erinnerungen an Emil Abegg

Autor: Dubler, César E.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Windisch zeitlebens eine grenzenlose Bewunderung und Zuneigung, wie ihn überhaupt die tiefsten, inneren Bande mit der großen Leipziger Schule verbanden. Einem eben habilitierten Indologen überreichte er ein Bild von Ernst Windisch mit der Bitte, seinen hochverehrten Lehrer doch hin und wieder in den Vorlesungen zu erwähnen.

Wer Emil Abegg erstmals besuchte, wurde in ein vornehmes Zimmer mit prunkvollen Lederfauteuils geführt. Nur wer mit ihm vertrauter war, durfte ihm in sein Arbeitszimmer folgen: eine Dachkammer, in der Mitte ein alter Tisch mit einem einfachen Holzstuhl, ringsum gefüllte Bücherregale. Hier war seine wahre Welt, die von Einfachheit und einer inneren, fast asketischen Strenge zeugte – dort der kühle, vornehme Empfangsraum, der Außenwelt offen, wie der etwas steife Professor mit dem stets tadellosen Frack.

Manche Sorgen, die vor allem seine berufliche Stellung mit sich brachte, konnte er in der Zurückgezogenheit seines stillen Heimes überwinden. Vor allem schmerzte es ihn, auf einen Lehrstuhl an der Universität, der er so lange treu und mit größtem Einsatz gedient hatte, verzichten zu müssen. Indes, in hohem Alter auf die Vergangenheit und seine Tätigkeit als Indologe in Zürich zurückblickend, sprach er abgeklärt und versöhnend das bescheidene und doch stolze Wort: «Ich glaube, daß diese Beschäftigung ihren Lohn in sich selber trug».

PAUL HORSCH

ERINNERUNGEN AN EMIL ABEGG

Ein schmaler Duodezband liegt vor mir; ihn umgibt dünne, orange Seide in die fein und lose ein gleichfarbiges Muster eingewoben ist. Es handelt sich um einen volkstümlichen Druck aus Bombay des Jahres 1926 der Bhagavad Gītā, des bedeutenden Sanskrit-Liedes. Zwischen den Zeilen finden sich noch heute einige schwache, fast schüchtern hingesetzte Bleistiftstriche; einzige Zeugen der einstmaligen Präparation des Tex-

tes, dessen zierliche Devanāgarī-Schriftzüge mich davon zurückhielten, irgendwelche Bemerkungen mit meiner groben, plumpen Hand einzutragen. Dieses schmucke Bändchen war das erste Geschenk, das mir Emil Abegg vor etwa 25 Jahren bei sich zu Hause überreichte, ungefähr in der Mitte der Jahre 1933 bis 1939, während welcher ich sein Schüler war.

Es war in jenem für mich unvergeßlichen Wintersemester 1933/34; – für welchen ehemaligen Studenten ist sein erstes Semester nicht unvergeßlich? Neben den Eindrücken, die ich als Polytechniker an der ETH empfing, hörte ich damals an der Universität Arabisch bei Jean Jacques Hess, altorientalische Geschichte bei Prof. Ernst Meyer, ich saß im historischen Proseminar von Hans Nabholz und Emil Abegg hatte angekündigt: *Der indische Mythos in Dichtung und bildender Kunst* (mit Lichtbildern), Montag, 18 bis 19 Uhr. Nicht nur die erste Begegnung mit ihm in der Vorlesung war bedeutsam, sondern zahlreiche Nebenumstände haften noch fest in meiner Erinnerung: mein erster Gang durch die Indiensammlung unseres Museums für Völkerkunde in seiner Begleitung, deren Objekte durch die sachkundigen Erläuterungen aufhörten, nur fossile Ausstellungsgegenstände zu sein, um geistig-bewegtes Leben zu gewinnen; das stille Fräulein E. Leuzinger – unsere heutige Privatdozentin und Leiterin des herrlichen Museums Rietberg – hat damals die für den Kurs vorgesehenen Lichtbilder geschoben, und am Ende der letzten Stunde verdankte Emil Abegg in der ihm eigenen, etwas formelhaften und korrekten Art, die aber nicht der menschlichen Wärme entbehrte, die während des ganzen Semesters so unscheinbar und doch so umsichtig und pünktlich geleistete, wertvolle Beihilfe. Damals fielen mir schon die kleinen, sorgfältig beschriebenen Zettel auf, die Prof. Abegg stets zu Beginn der Stunde aus dem Inneren seines Rockes hervorholte, um uns deren wohlabgewogenen Inhalt vorzulesen.

Meinen orientalischen Interessen treu, hörte ich im Sommersemester 1934 über altpersische Keilinschriften bei Prof. Manu Leumann. Zweifellos beeindruckte mich seine philologische Gründlichkeit, doch der

Mangel eines unmittelbaren Examenszieles im damaligen Zeitpunkte brachte es mit sich, daß ich, meinen Neigungen folgend, mich mehr durch die auf das Ideologische ausgerichtete Haltung von Emil Abegg angezogen fühlte. Der entscheidende Schritt, der mich fortschreitend zu seinem Schüler machte, ohne daß ich jedoch selbst Indologe wurde, erfolgte aber erst zu Beginn des Wintersemesters 1934. Emil Abegg hatte einstündige Sanskritlektüre angekündigt, deren Abhaltung erst auf Vereinbarung mit dem Dozenten festgesetzt werden sollte. Nach langem Zögern wagte ich es endlich, Prof. Abegg anzusprechen und offenbarte ihm unumwunden mein weitgespanntes Interesse für den Orient, verhehlte gleichzeitig aber nicht, daß ich an der Universität lediglich freier Hörer sei, darüber hinaus nicht nur des Sanskrit unkundig, sondern weder Griechisch noch Latein beherrsche. Zögernd, fast mißtrauisch, wie nach einer letzten Ausrede suchend, fragte er mich endlich: «Sind Sie Schweizer?». Auf mein Ja schienen seine Ausfluchtversuche erschöpft, seine Vorbehalte überwunden, und nun meinte er weiter: «Da Sie der einzige Interessent sind, werde ich mit einer Einführung ins Sanskrit beginnen, die uns bis zum Semesterende, wenn Sie sich eifrig bemühen, zur Lektüre einfacher Texte bringen wird. Ich wünsche aber, unter diesen Umständen, die Stunde bei mir zu Hause abzuhalten. Haben Sie etwas dagegen, sich allwöchentlich in meine Privatwohnung zu begeben?» Dieses erste Gespräch zwischen uns haftete aber so sehr in seinem Gedächtnis wie in dem meinigen, denn später kam er verschiedentlich darauf zurück und gestand mir, wie groß seine Reserve, ja seine Scheu gewesen sei, in so eine persönliche Beziehung zu mir zu treten. Ich war mit dem gemachten Vorschlag sogleich einverstanden und an Hand von Richard Ficks *Praktischer Grammatik der Sanskrit-Sprache*, 4. Auflage, deren Übungsbeispiele von allem Anfang an in Devanāgarī von mir niedergeschrieben und von Prof. Abegg sorgsamst korrigiert wurden, gelang es, wie vorgesehen, den Kurs tatsächlich mit der Lektüre einer Erzählung aus dem Hitopadeṣa zu beschließen. Heute glaube ich aber, daß mein Lehrer damals wesentlich mehr ge-

arbeitet hat als ich, um dieses Ziel zu erreichen. Damit hatten aber die vielen Privatissima in der Rütistraße 56 angehoben, die bis zum Sommersemester 1939 nicht mehr abbrechen sollten. Von ihnen sagte Emil Abegg einmal zu mir: «Ich wäre ja gar nicht verpflichtet, diese Vorlesungen und Übungen abzuhalten, denn nach alter Regel gilt: tres faciunt collegium. Aber mein verehrter Lehrer Ernst Windisch sagte zu mir bei ähnlicher Gelegenheit, daß wir tatsächlich drei seien: Sie, ich und der Liebe Gott, der zum Fenster hereinschaut; und so ist es erfüllt: tres faciunt collegium.»

Im Laufe der Zeit, angeleitet durch den Meister, las ich im Original die Upaniṣaden, die Kṛṣṇalegende, die bereits eingangs erwähnte Bhagavad Gītā, Śakuntalā, das letzte Werk als Ergänzung zur allgemeineren Vorlesung über *Das indische Drama;* denn es versteht sich von selbst, daß ich alle indologischen Kurse von Prof. Abegg belegt hatte. Lebendig sehe ich ihn in der Universität eilig vom Dozentenzimmer zum Hörsaal gleiten, noch mit der Türklinke in der Hand begann er schon: «Meine Damen und Herren ...», zog seine Notizen hervor, während er auf das Katheder huschte und zu lesen anhob. Nun war alles Akribie; geordneter Stoff; Beflissenheit, die einem eigenen Gesetze folgte; eine Pflichterfüllung im Lehren. Unterbrechungen liebte er bei den Vorlesungen gar nicht, denn die einzige Gelegenheit, da ich ihn seine stets höfliche und verbindliche Umgangsform vergessen sah, war eben die Folge einer solchen unliebsamen Unterbrechung. In vollem Redeflusse des Dozenten hob eine Hörerin mittleren Alters die Hand zum Zeichen, eine Frage stellen zu wollen. Prof. Abegg gewahrte sie, unterbrach abrupt, und den Kopf zu ihr wendend, sagte er verbindlich: «Bitte schön?» Die Auditorin wünschte eine belanglose, abwegige Auskunft zum soeben Gehörten; sie suchte anscheinend eine Diskussion anzubahnen als er ihr, ehe sie noch geendet hatte, sehr spitz ins Wort fiel: «Gestatten Sie, wir halten hier kein Kolloquium ab, sondern befinden uns in einer Vorlesung». Daraufhin setzte er unbeirrt seinen Vortrag fort.

Im Sommersemester 1937 wurde ich ordentlicher Studierender an unserer Fakultät, und gleichzeitig stellte sich, bei meinen weitgespannten Interessen, die heikle Frage der Auswahl der Examensfächer. Mit Wehmut, aber erleichtert zugleich, nahm Prof. Abegg zur Kenntnis, daß Sanskrit – wenn auch zu meinem Leidwesen – als Prüfungsfach für mich nicht in Frage kam. Es wäre für ihn sehr schmerzlich gewesen, mich den ganzen, beschwerlichen Weg des Erlernens geführt zu haben, um dann die Krönung des langjährigen Unterrichtes durch das Examen, der damaligen Gepflogenheit folgend, einem anderen überlassen zu müssen. Er fand sich aber sogleich dazu bereit, mir jede ihm nur mögliche Förderung angedeihen zu lassen. Ich verdanke ihm auch, weit über den normalen Rahmen der an der Universität abgehaltenen Elementarkurse und Lektüren hinaus, meine Einführung ins Latein und Griechische, indem er mir bei sich zu Hause gar manchen klassischen Text mit seinem besonderen, geistesgeschichtlich weitschichtigen Kommentar vorlegte.

Da aber Prof. Abegg wußte, daß ich Neupersisch als Prüfungsfach gewählt hatte, und eingedenk meiner Neigung zu den Problemen der Kulturübertragung, richtete er die Ankündigung seiner damaligen Kurse auf meine Bedürfnisse aus. Er war für meine möglichst vollständige iranistische Ausbildung besorgt; so hörte ich bei ihm Altpersisch und Awesta, sein großes Kolleg über Zarathustra, ich las Vendidad und Gāthās unter seiner Anleitung, ja schließlich hielt er für mich eine Einführung ins Pahlavi, in das schwierige und problemgeladene Mittelpersische der Sassaniden, ab. Die damals erhaltenen Anregungen sollten über 15 Jahre später bei meinem Aufenthalt an der School of Oriental and African Studies in London ihre sinnvolle Weiterführung erleben. Den Problemen der Kulturvermittlung galt vor allem die Vorlesung über *Indische Erzählungsliteratur und ihre Beziehungen zum Westen*, zu deren Illustrierung er mir eine Einführung ins Pâli und anschließend die Lektüre der Jātakas darbot.

In diesem Zusammenhang muß ich auch ganz besonders an unsere allwöchentlichen Sitzungen denken, bei denen verschiedene, mehr ab-

seits gelegene, gelehrte Probleme zur Sprache kamen. Emil Abegg verdanke ich den ersten Hinweis auf al-Bîrûnî, den großen islamischen Wissenschaftler des 11. Jahrhunderts aus Ghazna, dem ich mich erst viel später und in ganz anderem Zusammenhange zuwenden sollte. Im damaligen Zeitpunkte erschien der Muslim lediglich als Verfasser des bedeutenden Indienbuches, in dem auch das *Garuḍa-Purāṇa* verarbeitet worden war. Die Übersetzung und Kommentierung dieses Textes war aber die «Habilitations-Schrift der hohen philosophischen Fakultät I der Universität Zürich, Berlin 1921» von Emil Abegg, einem grundlegenden Werke, das 1956 eine Neuauflage erlebte. Hier zeigt sich die Akribie, Sorgfalt und Pünktlichkeit in der Auslegung von Sanskritoriginalen, die ihm stets eigen war. Dabei sah er diesen Text über den hinduistischen Totenkult und Jenseitsglauben in einem weitgesteckten geistesgeschichtlichen Rahmen, denn in der Einleitung wird ausdrücklich betont, daß er sich nicht nur an die Indologen, sondern eben so sehr an Religionshistoriker und Ethnologen wende. Damit tritt aber eines der wichtigsten Anliegen von Emil Abegg in den Vordergrund, indem er, von seinem Hauptfach herkommend, sich den Grenzwissenschaften zuwandte. Gewiß haben ihn Philosophie und Psychologie stets sehr beschäftigt, aber aufs Ganze gesehen, lieferte die Völkerkunde den ideologischen Leitfaden. Für Emil Abegg war philologische Pedanterie kein Selbstzweck, sondern sein Augenmerk ruhte im Aufzeigen geistesgeschichtlicher Zusammenhänge; und in dieser Hinsicht bin ich meinem Meister einen kaum zu überschätzenden Dank schuldig. Es versteht sich von selbst, daß er unter diesen Umständen an unserer so sehr laut- und wortbeflissenen Fakultät einen schweren Stand haben mußte. Das zeigte sich auch an zahlreichen anderen Einzelheiten, die sich mit ihm auf eigentümliche Art verbanden. Er, der eine Unmenge seltsamer Sprachen gelernt hatte; er, der von der Germanistik herkam, bewahrte in seinem grammatisch einwandfreien, gepflegten, eher etwas veralteten Deutsch den unverkennbaren Lautbestand und Tonfall des Schweizers. Diese phonetische Unbekümmertheit in der eigenen Diktion stand damals in

offenem Gegensatz zur sorgsamen Lautfixierung, die insbesondere von der Zürcher Romanistenschule gepflegt wurde. Überhaupt war ihm die Romania fremd; französische Bücher las er ausgesprochen ungern und zog es vor, wenn immer möglich, von ihnen in englischer oder deutscher Übersetzung Kenntnis zu nehmen. Gehören diese Züge mehr ins Anekdotische, so wurde seine Vorlesung über die *Hauptsprachstämme und Sprachtypen der Erde* von den zünftigen Philologen nicht unangefochten hingenommen. Dabei waren aber seine Ausführungen über Monogenese und Polygenese der Sprache, deren völkerpsychologische Grundlegung und ideengeschichtliche Voraussetzung durchaus anregend. Während unserer damaligen Privatsitzungen wurde mir eine sehr willkommene Ergänzung über Semitica und Arabisch in ihren Beziehungen zu den afrikanischen Sprachen zuteil. Und wieder trat das Interesse für die Völkerkunde hervor, indem Emil Abegg seiner Bewunderung für Pater Wilhelm Schmidt Ausdruck verlieh, dem Vertreter der Wiener Ethnologenschule, deren Anthropos-Institut, im Gefolge der Naziwirren, in Posieux an der Universität Fribourg ihre neue Heimstätte fand.

Es näherte sich das Ende des Sommersemesters 1939, Abschied lag in der Luft und nach unserem letzten Privatissimum sagte Emil Abegg voller Bescheidenheit: «Ich habe Ihnen wohl kaum noch etwas zu bieten. Sie haben bei mir praktisch alles gehört, worüber ich zu lesen berechtigt und imstande bin.» Anschließend lud er mich auf einen der kommenden Nachmittage zu einer Tasse Tee ein. Seit vielen Jahren war ich in der Rütistraße 56 ein und aus gegangen, aber stets lenkten sich meine Schritte nur die Treppe hinauf ins Studierzimmer. Damals betrat ich zum ersten Mal das Eßzimmer; hier wurde der Tee von Frau Professor serviert, deren liebevolle und doch handfeste Art mir das weltferne, schüchtern-zarte Wesen ihres Gatten offenbarte, den sie fast mütterlich zu beschützen trachtete.

Zu meiner Promotion, an einem windigen Samstagnachmittag im Dezember 1940, und ganz gegen seine Gewohnheit, bemühte sich Emil Abegg in die Universität, um mir zur bestandenen Doktorprüfung zu

gratulieren. Und dann folgten lange Jahre, in denen er mir all seine Neuerscheinungen, mit einer persönlichen Zeile versehen, sandte, und die ich stets brieflich verdankte. Nach meiner Habilitation im Sommer 1947 fanden wieder persönliche Begegnungen statt, aber nicht mehr mit der Regelmäßigkeit von einstmals; auch war durch die getrennten Wege jener eigene Zauber der Beziehung von Schüler und Meister gebrochen, wenn auch das dauerhafte Band inniger Zuneigung nie zerriß oder auch nur in Frage gestellt war.

Wie ich bereits angedeutet habe, weilte ich im Herbst 1955 zur wissenschaftlichen Weiterbildung in London. Damals saß ich sehr oft über arabischen Manuskripten in der Handschriftenabteilung des British Museum. Es sprach sich im dortigen kleinen Kreise bald herum, ich sei aus Zürich; da näherte sich mir einer der gelehrten Benützer und meinte: «Sie sind aus Zürich? Kennen Sie vielleicht Emil Abegg? Er hat ein höchst wunderbares Buch (a most wonderful book) über den *Messiasglauben in Indien und Iran*, Berlin und Leipzig 1928, geschrieben.» Voll Stolz eröffnete ich ihm, ehemaliger Schüler des Verfassers zu sein.

Die letzte Epoche unserer Beziehung hob an mit der Überreichung der Festschrift zu Emil Abeggs 70. Geburtstag. Mein Beitrag muß ihn sehr gefreut haben, denn von da an äußerte er sich öfters anderen gegenüber, ich sei sein bester Schüler gewesen. Bei unseren erneuten Begegnungen trat er nun mehr und mehr mir gegenüber aus seiner stets gewahrten Reserve heraus. Am 6. Juni 1955 erzählte er mir, unter vielem anderen, von seinen persönlichen und universitären Nöten; sprach von seiner Hochachtung und Verehrung für Jakob Hausheer; gestand seine Freude am Lehren, wobei er in den Latein- und Griechischkursen stets von neuem dankbare Schüler gefunden habe; bestätigte mir – was ich seit langem schon vermutet hatte – seine Abneigung, Bücher zu schreiben. Schließlich erwähnte er die Mühe, die es ihm bereitete, englisch zu sprechen; seinen Widerwillen allen gesellschaftlichen Anlässen, jeder geschwätzigen Geselligkeit gegenüber. In diesem Zusammenhange hob er besonders seine 1921 erfolgte Begegnung mit Rabindranath Tagore

hervor, denn eine lebendige Fühlungnahme mit Indien hat Emil Abegg nicht gehabt. Nun konnte er sich nicht genug tun an Äußerungen über die ihm zu seinem 70. Geburtstage zuteil gewordenen Anerkennungen. Einmal erfüllte ihn die Festschrift mit Befriedigung, zum anderen die persönlich überbrachten Glückwünsche durch die Dekane dreier Fakultäten – der theologischen, der juristischen und der philosophisch-geistesgeschichtlichen – unserer Universität. Diese Begegnung fand in einem mir bis dahin unbekannten kleinen Salon mit Möbeln im Biedermeierstil gerade neben dem Eingang des Hauses an der Rütistraße 56 statt. Hier war, unberührt von zwei Weltkriegen, die Zeit anscheinend stillgestanden, und Emil Abegg, einem unzeitgemäßen Gelehrtenideal treu, war einer der letzten Vertreter des weltfernen Professors, der an den deutschen Universitäten seine Heimstätte gehabt hatte. Vielleicht ist sein Vorbild, dem er während seines ganzen Lebens gerecht zu werden gesucht hat, von ihm während seiner Leipziger Studentenzeit geschaut worden: Treu der Wissenschaft, wie er sie verstand; voll Zurückhaltung im Umgang; ungesellig, aber den wenigen, die er in sein Herz geschlossen hatte, ganz zugetan. Unvergeßlich ist mir auch seine äußere Erscheinung: Zwicker mit Goldkettlein auf der feingeschnittenen Adlernase; gutgestärkter, steifer Kragen mit schwarzem Schlips; in all den Jahren habe ich Emil Abegg nur im schwarzen Gehrock gesehen, außer Haus stets makellos und wohlgebügelt, in seinem Heim etwas abgetragener. Wenn Prof. Abegg ausging, Winter wie Sommer, trug er einen wohlgeformten, breitkrempigen, schwarzen Filzhut, den er, sobald er einen Bekannten erblickte, weitausladend und in seiner eigenen Art unverkennbar und vollendet lüftete, ohne aber den stets verträumt-weltfernen Gang zu unterbrechen.

Nachdem ich 1957 zum Professor gewählt worden war und noch mehr nach meiner Antrittsvorlesung – eine der wenigen Gelegenheiten, zu denen Emil Abegg nach seiner Emeritierung die Universität aufsuchte –, fand er für meine Leistungen herzliche Worte der Anerkennung. Bei den letzten Begegnungen sprach er mir mit Wehmut, manchmal mit

Schmerz, ja mit verhaltener Bitterkeit über sein vergangenes Leben. Trotz des mir fortschreitend entgegengebrachten Vertrauens konnte ich ein Gefühl der Trauer nicht unterdrücken. Da mir sein gebrechlicher Gesundheitszustand zur Genüge bekannt war, vergingen Monate, ohne daß ich ihn mit meinem Besuche, der ihn zwar freute, aber zugleich ermüdete, behelligt hatte. Seit einigen Tagen hegte ich die Absicht, ihn wieder einmal aufzusuchen, als, an einem Februarmorgen, die Todesanzeige auf meinem Tische lag.

Sogleich begab ich mich zum altvertrauten Hause an der Rütistraße. Alles war noch am gleichen Ort. In jenem Eßzimmer empfing mich Frau Professor, Tränen in den Augen. Lange saßen wir schweigsam; dann hob sie an: «Wissen Sie, er hat es so schwer gehabt. Wir hatten ja nie wirtschaftlich Not zu leiden, aber die Mitmenschen ... Dabei war er so gütig, so treu, so edel; ein wahrhaft vornehmer Mensch. Ich habe mich stets um ihn gesorgt; wir waren so glücklich, er war mein ganzes Leben. Wie soll es nun weitergehen?» Tags darauf, an einem kalten, grauen Februardonnerstag, am Nachmittag, mit einigen Schneeflocken in der Luft, geleiteten wir die sterblichen Reste von Emil Abegg zu ihrer letzten Ruhestätte.

César E. Dubler